



Welcome to

LAVENDELNACHTFALTER-VERLAG

WIR BRINGEN LICHT IN DIE DUNKELHEIT



Die Frexxo-Trilogie

Band 2: Im Schatten von Isten

Leseprobe

Autorin: Jasmin Bleiholder

Lavendelnachtfalter-Verlag



Inhaltswarning: Empfohlenes Mindestalter 16 Jahre

Dieses Buch behandelt unter anderem Themen wie **psychische Erkrankungen, Alkoholabhängigkeit, posttraumatische Belastungsstörung (PTBS), indirekte Suizidgedanken, Gewalt, Verlust und Trauer** sowie **emotionalen und seelischen Missbrauch**. Es enthält Szenen, die emotional stark belasten können, insbesondere für Menschen mit eigener Traumaerfahrung.

An Dich, der du dieses Buch in den Händen hältst:

Das hier ist keine einfache Geschichte. Und das will sie auch gar nicht sein. Denn Jessy ist keine, die gerettet werden will. Sie sieht sich nicht einmal als Heldin. Aber vielleicht möchte sie einfach ***gesehen werden***.

Diese Seiten tragen Worte wie offene Wunden - nicht um zu schockieren, sondern um zu zeigen, dass Überleben nicht leise sein muss. Dass Liebe nicht dazu dient, jemanden zu retten, sondern im Schmerz zu bleiben. Dass Hoffnung manchmal nicht schreit, sondern nur flüstert:

Ich bin noch da. Und ich will nicht aufgeben.

Vielleicht findest du dich zwischen den Zeilen wieder. Vielleicht bleibst du an einer Stelle hängen, weil sie etwas in dir berührt. Und vielleicht musst du zwischendurch Luft holen. Dann tu das. Du darfst jederzeit pausieren. Zurückgehen. Weitermachen. So wie wir alle.

Dieses Buch verherrlicht Schmerz nicht - aber es verdrängt ihn auch nicht. Es sagt nicht »wird schon«, sondern vielleicht:

»Du bist nicht allein.«

Danke, dass du mitliest. Danke, dass du da bist.

Jessy würde jetzt sagen:

»Es ist nicht leicht ... vielleicht wird es das nie sein. Aber manchmal bricht die Dunkelheit, damit Licht hindurchscheinen kann.«

»Was ist deine Superkraft?«,
fragt das kleine Kind.
Jessy überlegt kurz.
»Meine Hoffnung.«

Prolog

Mittwoch, 21.08.2019, 6:23 Uhr (Frexxos Sichtweise)

Als ich fertig bin, staunen sie nicht schlecht. Richterin Sarah Willton, der Staatsanwalt Serkan Bahar und vor allem meine Anwältin Laura starren mich ungläubig an.

»Wie um alles in der Welt haben sie das gemacht? Und wo kamen diese Jessy und diese Sam auf einmal her?«, fragt mich die Richterin.

Herr Bahar streicht seine Notizen alle durch und schreibt neue auf seinen Block.

Laura starrt mich mit großen Augen an.

»Ich habe heute Morgen erfahren, dass es Michelle gut geht. Sie lebt und ist in Sicherheit«, erkläre ich ihr. Ihr Blick ist jetzt ganz trübe, als wäre sie gar nicht mehr mit uns im Raum. Vermutlich ist sie das auch nicht. Sie ist in Gedanken wahrscheinlich bei ihrer besten Freundin.

»Jetzt wissen Sie, wie ich an den Stick gekommen bin.« erkläre ich ihnen.

Richterin Willton fängt sich am schnellsten. »Jetzt habe ich mehr Fragen, als Antworten«, seufzt sie.

Der Staatsanwalt nickt eifrig.

»Sie wollten wissen, wie ich an den Stick gelangt bin. Hier ist die Antwort. Was wollen Sie denn noch wissen?« frage ich provokant. Mir wird von Minute zu Minute schlechter. Seit einem Tag habe ich nichts mehr gegessen. Dafür bin ich mit Schmerzmittel und Medikamenten vollgepumpt, war die ganze Nacht wach und bin komplett übermüdet. Wenn meine Maske mein Gesicht nicht verdecken würde, dann würden sie sehen, wie abgekämpft ich bin. Das, was sich alles zugetragen hat, wird noch lange Spuren an mir hinterlassen. Nicht nur auf meinem Körper, sondern auch in meiner Seele.

»Okay, wir wissen, wie Sie an den Stick gekommen sind. Aber es sind ja noch mehr Sachen geschehen. Wie haben Sie die N01 und die Skorpions dermaßen geschwächt?«, fragt mich der Staatsanwalt.

Richterin Willton rutscht unbehaglich auf ihrem Stuhl hin und her. Sie holt aus ihrer Aktentasche eine rote Münze heraus und dreht sie auf die Rückseite. Eine Strichliste mit neun Strichen ist dort eingeritzt. »Die habe ich Sonntagabend in meinem Briefkasten gefunden. Jetzt weiß ich wenigstens, warum ich noch am Leben bin.« Laura und der Staatsanwalt starren mit bleichem Gesicht auf die Münze.

»Ach das? Oh nein, dass Sie noch leben, das ist eine ganz andere Geschichte.« Ich kann mir einen belustigten Unterton nicht verkneifen. »Wissen Sie was? Ich denke, Sie müssen zuerst die Geschichte von Jessy Rell hören. Ihr Part in dem ganzen Konstrukt ist nicht weniger wichtig als Michelles oder meine Aufgabe.

Kapitel 1: Jessy Rells Geschichte

Montag, 22.07.2019, 2:51 Uhr (Jessys Sichtweiße)

Mein Handy reißt mich aus meinem Dämmer Schlaf. Ich kippe vor Schreck vom Sofa runter und komme hart auf dem Boden auf. Bei meinem Fall nach unten, schmeiße ich einige leere Whiskyflaschen um. »Ach fuck«, murmle ich, während ich mir meine Stirn reibe. Mein Handy klingelt vibriert mit hell erleuchtetem Display. Ich strecke meine Hand aus, greife nach dem Handy und gehe ran.

»Ja?« brumme ich verschlafen.

»Wir haben einen Einsatz. Ich schick dir die Adresse.« Sofort erkenne ich die Stimme meines Chefs.

»Es ist- Wie spät ist es?« frage ich ihn und werfe einen Blick auf meine Wanduhr, nur um zu realisieren, dass in meiner Wohnung kein Licht brennt. Da meine Uhr nicht leuchten kann, erkenne ich rein gar nichts.

Mein Chef seufzt, als er mir antwortet: »Komm ins Davidsviertel. Es sind Schüsse gefallen.«

Noch bevor ich etwas erwidern kann, legt er auf. Nur noch das Tuten des Freizeichens ist zu hören. *So ein Arsch*, denke ich, während ich mich am Sofa hochziehe. Ich fühle mich, als hätte mich ein Lastwagen überfahren. Bei meinem Versuch zum Lichtschalter zu laufen, stolpere ich über zwei leere Whiskyflaschen und schlage mir mein Knie an einem

Beistelltisch an. »So eine Scheiße!« fluche ich und humple zur Wand. Endlich erreiche ich den Lichtschalter. *Man, in meiner Bude sieht es aus...* Überall stehen leere Flaschen herum. Daneben stapeln sich Pizzakartons und Reste vom Asia-Imbiss, die seit Monaten in meiner Bude rumliegen. Ich schlängle mich durch das Chaos aus dem Wohnzimmerboden bis zur Wohnungstüre. Es geht mir gar nicht gut. Mein Kopf dreht sich und mir ist kotzübel.

Vermutlich habe ich etwas Verdorbenes gegessen. Das wäre nicht das erste Mal. Ich schaue auf mein Handy. Es ist kurz vor 3 Uhr. »Fuuuck« murmle ich. Erst jetzt fällt mir ein, dass ich ja Bereitschaftsdienst habe. *Deshalb rufen die mich Sonntagnacht um diese Zeit an.* Mürrisch schnappe ich mir meinen Geldbeutel und die Hausschlüssel von der Kommode und ziehe mir meine Jacke an. Ich muss an das Einsatzstichwort denken: Es sind Schüsse gefallen.

Plötzlich überkommt mich ein Schwindelanfall. Mit der Hand stütze ich mich an der Wand ab. Etwas versucht sich aus meiner Erinnerung nach oben zu kämpfen. Mit zusammengebitzenen Zähnen, versuche ich es aus meinem Kopf zu schütteln. *Nicht schon*

wieder, *Nicht jetzt!* In meiner Brust breitet sich ein unangenehmer Druck aus. Auch das Atmen fällt mir schwerer. Ohne darüber nachzudenken, was ich mache, gehe ich zurück ins Wohnzimmer. Ich steige über leere Schnapsflaschen und kämpfe mich an alten Pizzakartons vorbei. Auf dem Boden liegt eine Whiskyflasche. Ein letzter Rest ist noch drinnen. Ich nehme die Flasche hoch und trinke sie leer. Der Alkohol rinnt brennend meine Kehle hinab. Es wirkt ... Der Alkohol wirkt immer. Meine Hände zittern, während ich die Flasche wieder auf den Boden stelle. Der kleine Schluck reicht mir nicht. Sofort überkommt mich das Verlangen nach mehr. *Ich muss doch noch irgendwo eine Flasche rumstehen haben...* und ich weiß auch wo.

Mit wenigen Schritten bin ich im Bad. Oben auf dem Schrank steht noch eine Flasche mit Whisky. Ein Viertel ist noch drinnen. Ich hole die Flasche vom Schrank runter und trinke den Rest leer. Sofort spüre ich, wie der Druck auf meiner Brust nachlässt. Ich werfe einen Blick in den Spiegel und erkenne direkt, wie abgeschlagen ich aussehe. Meine dunklen Augenringe zeigen, dass ich zu wenig schlafe. Na ja, bei dem Schichtdienst wundert mich das auch nicht. Wenigstens passen die violetten Schatten unter meinen Augen zu meiner Augenfarbe. Sie lassen das Grün besser zur Geltung kommen. Auch meine hellblonden, schulterlangen Haare sehen nicht gerade gepflegt aus. Sie kleben mir an der Stirn. Ich kann nur nicht sagen, ob es am Schweiß liegt, oder daran, dass ich mich seit einer Woche nicht geduscht habe. Mein sonst schmales Gesicht ist aufgedunsen und meine Wangen sind rötlich. Auch meine Haltung lässt zu wünschen übrig. Meine Schultern sind nach vorne gebeugt, wodurch mein Rücken automatisch krumm wird. Früher habe ich mich nicht so hängen lassen. Aber die Zeiten ändern sich nun mal. Dadurch, dass ich nicht geradestehe, merkt man gar nicht, dass ich 1,82 groß bin. Es sieht eher aus, als wäre ich 1,70. Aber auch das ist mir ziemlich egal. Wenigstens hat mein Shirt keine Flecken. Und dadurch, dass ich in letzter Zeit kaum etwas gegessen habe, habe ich ordentlich abgenommen. Das sind aber auch die einzigen zwei positiven Sachen an mir. Alles in allem stelle ich fest: Ich könnte gut aussehen - entscheide mich aber gerade aktiv dagegen.

Mich wundert es, dass mein Chef ausgerechnet mich kontaktiert hat. Normalerweise rufen die mich nie an, wenn ich Bereitschaft habe. Die würden jeden anrufen, aber nicht mich. Ich rieche an meinem Shirt. Als mir mein eigener Körpergeruch in die Nase steigt, dreht sich mir beinahe der Magen rum. Wenn sogar ich das riechen kann, will ich nicht wissen, wie andere mich wahrnehmen würden. Mein Blick wandert über die Auswahl an Parfüms und Deos in meinem Regal. Ich nehme alles, was ich kriegen kann, und sprühe mich damit voll. Lieber rieche ich nach einer Parfümabteilung, als nach meinem Biomüll. Wobei ich mir vorstellen

kann, dass sogar mein Biomüll besser riecht als ich. Im Badezimmerschrank, neben den Arzneimitteln, finde ich eine kleine Flasche Wodka. Ist zwar kein Whisky, aber reicht aus. Ich stecke sie zur Reserve in meine Jackentasche. Anschließend verlasse ich meine Wohnung.

Ich laufe das Treppenhaus nach unten und durchquere den kleinen Flur, der zum Ausgang des Gebäudes führt. An der Wand hängt ein Schild, das alle Bewohner darauf hinweist, dass man hier drinnen keine Fahrräder abstellen soll. Da ich weder ein Auto, noch ein Fahrrad besitze, ist mir das herzlichst egal. Ich komme am Ende des Flurs an und drücke die Türe mit der Schulter auf. Als ich vor dem Gebäude stehe, merke ich, dass es die richtige Entscheidung war, meine Wolljacke anzuziehen. Obwohl wir Sommer haben, kriecht die kalte Nachtluft unter meine Kleidung und lässt mich frösteln. Mein Blick schweift über die verlassene Hauptstraße. Es ist finstere Nacht in Isten. Kein Mensch ist zu sehen. Nur ein sanfter Nieselregen weht über die Stadt hinweg und lässt kleine Wassertropfen im fahlen Licht der Straßenlaternen tanzen. Zum Glück muss ich bloß die Straße überqueren, um zur nächsten Straßenbahnhaltestelle zu gelangen. Die Station befindet sich direkt gegenüber meiner Wohnung. Da ich in New Isten lebe, muss ich nur wenige Stationen mit der Bahn fahren, um ins Davidsviertel zu gelangen. Die Straßenbahn verbindet die ganze Stadt miteinander. Sie fährt alle zehn Minuten. Dieser Bahn verdanke ich es, dass ich kein Auto mehr brauche. Ich hasse Auto-fahren und bin froh, dass ich mich nicht mehr hinters Steuer setzen muss. Im Augenwinkel sehe ich, dass gerade eine Bahn einfährt. Ich sprinte das letzte Stück über die Straße, um zur Haltestelle zu gelangen. Beinahe stolpere ich über den Bordstein, aber ich kann gerade so mein Gleichgewicht halten. Der kleine Sprint bewirkt, dass ich schwer atmen muss. Meine Kondition war mal besser. Aber in den letzten Monaten hatte ich weder Lust noch Zeit joggen zu gehen.

Ein bisschen aus der Puste, komme ich an der Haltestelle an. Zum Glück erwische ich die Bahn rechtzeitig. Ich steige ein und suche mir direkt eine Stange, an der ich mich festhalten kann. Danach gehen die Türen klappernd zu und die Bahn fährt los. Ich schaue mich um und überprüfe, dass es keine potenziellen Gefahrenquellen im Abteil gibt. Das mache ich seit zwei Jahren eigentlich immer. Wenn ich nicht die Kontrolle über eine Situation habe, fühle ich mich unwohl. Deswegen mustere ich die anderen Fahrgäste zur Sicherheit. Denn in Isten weiß man nie, wer Freund oder Feind ist. Es sitzen nur wenige Fahrgäste in der Bahn. Ich schätze, dass einige davon Schichtarbeiter sind, die entweder zur Arbeit gehen oder von der Arbeit kommen. Der Kerl auf dem Viererplatz sieht aus, als wäre er Arzt. So adrett wie er gekleidet ist, könnte er auch ein Anwalt sein. Aber Anwälte fahren nicht um drei Uhr morgens mit der

Straßenbahn durch Isten. Er kommt sicher vom Mareviertel. Dort steht das große Kreiskrankenhaus. Es wurde vor einem Jahr neu gebaut. Die Anderson Bank war der Hauptsponsor des Bauprojekts. Das stand groß in der Istener Morgenzeitung. Mein Blick schweift zu einem anderen Mann, der auf einem Zweier-Sitzplatz hockt. Er trägt einen roten Overall, auf dem das Logo der Buffalo-Fabrik aufgedruckt ist. Deren Fließbänder laufen 24 Stunden lang durch. Der Mann im Overall sieht richtig müde aus. Um die Uhrzeit wundere mich das auch nicht. Mir steigt immer mehr der miese Geruch, den Straßenbahnen so an sich haben, in die Nase. Hier drinnen stinkt es schlimmer als in meiner Wohnung. Vor allem der Gestank nach Urin klebt an den Wänden. Er vermischt sich mit dem Geruch von altem Käse und stinkenden Socken. Mir wird schlecht. Wenn ich nicht aufpasse, muss ich mich bald übergeben. Vorsichtig lasse ich meinen Blick weiter durch das Abteil gleiten. Keiner der Leute schenkt mir Beachtung. Mit zitternden Fingern hole ich den Wodka aus meiner Jackentasche raus. Leider ist es nur eine kleine Flasche. Aber das muss reichen. Nachdem ich den Deckel abgeschraubt habe, nehme ich einen kräftigen Schluck. Der Alkohol fließt meine Kehle hinab. Er wärmt mich von innen und hilft mir, runterzufahren. Ich spüre, wie meine Anspannung langsam nachlässt. In meinen Augen ist das Zeug die beste Medizin. Ich habe so viel Mist von den ganzen Psychologen verschrieben bekommen, der nichts geholfen hat. Die ganzen Tabletten und Gruppentherapien oder Kunsttherapie... Es hat rein gar nichts geholfen. Aber der Alkohol, der hilft. Er beruhigt mich, lässt mich besser einschlafen und vor allem kann ich dank ihm den ganzen Mist hier ertragen. Wenn ich trinke, werden die Dämonen in meinem Kopf leiser. Ich nehme einen weiteren Schluck. Die Bahn fährt eine Kurve. Mein Kopf dreht sich und ich muss mich an der Stange festhalten, damit ich nicht umkippe. Die zwei Männer schenken mir jetzt doch Beachtung. Während ich mich mit beiden Händen an der Stange festhalte, starren sie mich an, als wäre ich eine Außerirdische. Vor allem den Blick von dem Mann im Anzug kann ich nicht abhaben. Als Antwort trinke ich die kleine Flasche in einem Zug leer. Von mir aus kann er von mir denken, was er will. Die ganze Welt kann von mir denken, was sie will.

Eine Roboterstimme gibt die nächste Station durch: »Nächster Halt, Tilasstraße.« Die Bahn ruckelt über die Gleise. Nach kurzer Zeit kommt sie an der Haltestelle zum Stehen. Die Türen schwingen auf und ich kann diese Bahn endlich verlassen. Während ich die zwei kleinen Stufen nach unten steige, stolpere ich über meine eigenen Füße und komme ins Straucheln. Beinahe wäre ich der Nase nach auf den harten Betonboden gefallen, aber zum Glück steht vor dem Ausstieg ein Laternenpfahl, an dem ich mich gerade so festhalten kann. Die Blicke der restlichen Fahrgäste ignoriere ich gekonnt. Wenigstens liege ich nicht im Dreck.

Die Türen der Bahn klappen zu. Sie fährt weiter und lässt mich in der düsteren Nacht stehen. Der Nieselregen weht unermüdlich über die Hochhäuser hinweg. Ganz Isten ist in einen dunklen Schatten gehüllt. Isten erscheint mir heute Nacht noch dunkler und bedrohlicher, als normalerweise. Mein Bauchgefühl sagt mir, dass etwas Großes auf uns zukommt. Nur was das sein soll, kann ich nicht sagen. Nachdem ich den Laternenpfahl losgelassen habe, schaue ich auf mein Handy. Zwei verpasste Anrufe von meinem Chef. *Der Kerl kann mich mal*, denke ich mir und spucke auf den Boden. Ich habe so einen bitteren Geschmack im Mund, den ich einfach nicht loswerde. Mein Chef hat mir die Adresse vom Einsatzort geschickt. Ich tippe sie in meine App ein und lasse mich von meinem Handy lotsen. Zu meinem Glück muss ich gar nicht weit laufen. In meinem Zustand wäre das keine gute Idee. Mein Chef hat etwas von Schüssen erzählt. Als ob so etwas im Davidsviertel möglich wäre. Hier gibt es mehr Sicherheitsdienste, als es in ganz Isten Polizisten gibt.

Nach fünf Minuten Fußweg, komme ich vor dem edelsten Hochhaus an, das ich je gesehen habe. Es ist gepflegter, als die Gebäude in New Isten. Die Hecken sind in quadratische Formen geschnitten und der Rasen ist getrimmt. Die Laternen, die den kleinen Parkplatz vor dem Gebäude umranden, sind weder mit Graffiti, noch mit Stickern beschmiert. Stattdessen sind sie in einem dunklen Grün lackiert. Der ganze Parkplatz ist sauber. Sogar die beige Fassade sieht makellos aus. Bei dem Gebäude, in dem ich wohne, kommt bereits der Putz von der Außenwand runter. Es ist fast so, als wäre das Davidsviertel eine ganz andere Welt. Das alles wird jedoch überschattet, von dem ganzen Blaulicht, das wie eine Warnung durch die Nacht blitzt. Auf dem kleinen Parkplatz stehen zwei Rettungswagen, ein Streifenwagen und ein ziviles Auto mit dem Aufkleber einer Sicherheitsfirma auf der Fahrertüre. Das gehört, schätze ich, zum Wachpersonal des Gebäudes. Die grellen Scheinwerfer der Einsatzfahrzeuge erhellen die ganze Szene. Während ich über den Parkplatz laufe, weht mir der eisige Nordwind von Isten den Nieselregen ins Gesicht. Funkelnde Tröpfchen bleiben in meinen Haaren hängen und lassen sie aussehen, als hätte ich kleine Diamanten in meine Frisur eingeflochten. Ich ziehe meine Jacke enger um mich. Schnellen Schrittes laufe ich rüber zur Einsatzstelle. Als ich am Rettungswagen vorbeilaufe, kann ich die Dieselabgase riechen. Mein Blick geht an der hohen Fassade entlang. Im Gebäude gehen nach und nach immer mehr Lichter an. Vermutlich haben die restlichen Bewohner ebenfalls mitbekommen, dass etwas passiert ist. Ich schaue mich um. Die Einzigen zwei Menschen, die ich sehe, sind zwei Streifenpolizisten. Ich gehe zu ihnen und hoffe, dass sie mir eine kurze Übersicht über die Lage geben können. Sie sind gerade dabei, eine Absperrung aufzubauen. Die eine Polizistin

sieht recht jung aus. Ihre langen, blonden Haare hat sie zu einem Zopf geflochten. Darüber trägt sie ihre Schirmmütze, die sie tief ins Gesicht gezogen hat. Ihre Uniform sieht ordentlich aus. Als hätte sie sie vor dem Einsatz gebügelt. Sie ist sicher frisch aus der Akademie. Der andere macht einen grimmigen Eindruck. Er ist schon um einiges älter. Seine grauen Haare sind mit einem Gel nach hinten gekämmt. Seine Mütze sitzt ihm schief auf dem Kopf. Er hat dem Anschein nach das Pech, seine Beförderung verpasst zu haben. Sonst würde er in dem Alter keinen Streifendienst mehr fahren.

»Kann mir mal jemand sagen, was hier los ist?«, frage ich die beiden.

Sie schauen mich grimmig an. »Ey, wir wollen hier keine Schaulustigen, kapiert?« brummt der Kerl. Er sieht mich abfällig an, als würde er mich für eine Obdachlose halten.

Genervt schüttle ich den Kopf und hole meinen Geldbeutel raus, um ihnen meine Dienstmarke zu zeigen.

»Ich bin vom Drogendezernat.«

Sie schauen zuerst meine Marke und dann wieder mich an. Ungläubig mustern sie mich.

»Was macht das Drogendezernat hier?« fragt der Mann.

»Ja, das versuche ich gerade herauszufinden!« zische ich. Mein Geduldsfaden für diese Nacht wird immer dünner. Die junge Frau schaut unschlüssig auf meine Marke und dann wieder zu mir. Als sie meinen fordernden Blick sieht, gibt sie mir ihren Notizblock und einen Bleistift, mit den Worten: »Mehr wissen wir bis jetzt auch nicht.« Ich nehme den Block entgegen.

Bevor ich eine Gelegenheit bekomme, die Notizen durchzulesen, sehe ich, wie der alte Porter Artex meines Chefs auf den Parkplatz fährt. Genau wie sein Besitzer, hat der Wagen seine besten Jahre bereits hinter sich. Trotzdem hängt mein Chef an der Karre. Er erzählt immer wie stolz er darauf ist, dass er unsere hauseigene Automarke aus Isten unterstützt. Als wäre so etwas wichtig. Mich wundert es ja seit geraumer Zeit, dass der Wagen überhaupt noch fährt. Der Porter Artex kommt in einigen Metern Abstand, vor uns zum Stehen. Mein Chef knipst das Licht in seinem Wagen an und kritzelt etwas in sein Fahrtenbuch. Im Augenwinkel sehe ich, wie zwei Sanitäter aus dem Gebäude kommen. Frisches Blut klebt an ihren Hosen, den schwarzen Stiefeln und ihren Armen. Auch ihre Ausrüstung ist voller roter Sprenkel. Das ist kein gutes Zeichen. Die Sanitäter laufen zu ihrem Rettungswagen und legen ihre Sachen ab. Danach setzen sich die beiden auf das Trittbrett ihres Wagens und wischen sich das Blut von der Einsatzkleidung. Ich schaue auf mein Handydisplay und merke mir die Uhrzeit, zu der die Sanitäter das Gebäude verlassen haben. 3:18 Uhr.

Als mein Chef die Türe seines Wagens zuschlägt, zucke ich erschrocken zusammen. Er bleibt vor seinem Auto stehen und schaut sich um. Dabei sieht er genauso fertig aus, wie ich. Sein hellgrauer Anzug sitzt nicht richtig und sein pissgelbes Hemd schaut aus seiner Hose heraus. Der Nieselregen setzt sich in seinen dunkelbraunen Barthaaren ab und lässt sie im Schein des Gebäudes glitzern.

»Rell? Wo ist Jessie Rell?«, brüllt er genervt.

Mit schnellen Schritten laufe ich zu ihm rüber. »Ich bin hier!«, rufe ich und hebe meine Hand, damit er mich sieht.

Er funkelt mich wütend an. »Wieso gehst du nicht an dein Handy?«

Anstatt ihm zu antworten, zucke ich bloß mit der Schulter. Als ich vor ihm zum Stehen komme, verzieht er missbilligend sein Gesicht. »Und eine Fahne hast du wieder. Man, reiße dich doch endlich zusammen!« Er wedelt mit seiner Hand vor seiner Nase herum, um seine Aussage zu unterstreichen. Ich rolle nur mit den Augen und tippe mit dem Bleistift auf dem Notizblock herum. Es fällt mir schwer, meine Hand still zu halten.

»Hast du schon was rausgefunden?«, fragt er mich. Da ich selbst noch nicht lange hier bin, kann ich ihm keine interessanten Fakten berichten. Ich weiß noch nicht mal, wer das Opfer ist.

»Bis jetzt noch nicht,« erkläre ich ihm.

Mein Chef reibt sich genervt über sein Nasenbein. Mit seiner tiefen und brummigen Stimme meint er: »Mach dich nützlich und befrag die zwei Sanitäter dort. Vielleicht wissen die, was hier los ist.« Er zeigt zu den beiden Männern, die ich gerade eben beobachtet habe. Sie schauen zu uns rüber. Mein Blick geht zwischen dem Rettungswagen und meinem Chef hin und her. »Na los!« sagt er und scheucht mich weg.

Ich laufe zu den beiden Sanitätern, die immer noch auf dem Trittbrett von ihrem Rettungswagen sitzen. Das grelle Blaulicht blitzt an der beigefarbenen Fassade auf und mischt sich unter die restlichen Blaulichter, die über den Parkplatz scheinen. Während ich zu den beiden Sanitätern laufe, dreht sich mein Kopf, als wäre ich eine Achterbahn gefahren -mit Looping. Das liegt sicher am Schlafmangel, denke ich, um mich vor mir selbst zu rechtfertigen. Wenn ich endlich wieder ausschlafen kann, geht es mir sicher besser.

Beim Rettungswagen angekommen, rieche ich sofort das Desinfektionsmittel. Es erinnert mich an Alkohol. Jetzt könnte ich einen Schluck vertragen. Schade, dass ich den Wodka bereits leer getrunken habe. Der bissige Geruch des Desinfektionsmittels liegt überall in der

Luft und vermischt sich mit dem Geruch des Dieselaabgases. Kleine, helle Wölkchen steigen aus dem Auspuff empor und verlieren sich im dunklen Nachthimmel. Aus dem Inneren des Rettungswagens kann ich das EKG-Gerät piepsen hören. Ich mustere die zwei Sanitäter. Die helle Beleuchtung aus dem Wageninneren strahlt die beiden von hinten an. Das erste, das mir auffällt, sind die dunklen Augenringe. Beide sehen aus, als hätten sie drei Nächte nicht geschlafen. Danach geht mein Blick zu der Einsatzkleidung über. Sie tragen, so wie alle Sanitäter, neongelbe Einsatzklamotten mit roten Elementen. Dazu ist ihre Kleidung mit vielen grauen Reflektoren ausgestattet. Sofort fällt mir das hellrote Blut an ihren Hosen auf. Es sieht aus, als hätten sie in einer ganzen Lache davon gekniet. Die rote Suppe läuft in kleinen Rinnsalen von ihren Hosenbeinen runter und sammelt sich auf den schwarzen Stiefeln. Dort läuft es ebenfalls hinab, bis es auf dem grauen Teer ankommt und sich auf dem Boden zu kleinen Tropfen sammelt. Auch ihre Arme sind von der roten Suppe nicht verschont geblieben. Sie haben sich mit Tüchern bereits das meiste Blut von den Ärmeln ihrer Jacken abgerieben und dank der blauen Latexhandschuhe haben sie nicht viel von dem Zeug an den Händen, aber ich habe schon lange nicht mehr so viel Blut an einem Menschen kleben sehen. Ich spüre, dass in mir etwas hochkommen will, das ich seit langer Zeit gewaltsam unterdrücke. *Wenn ich doch nur ein bisschen mehr Alkohol dabeihätte...* Ich versuche, mich wieder auf die zwei Männer zu konzentrieren. Der Sanitäter zu meiner Rechten blickt mich mit seinen müden Augen an. Einzelne schweißnasse Haarsträhnen kleben ihm auf der Stirn. Ich kann ihm die Jahre, die er im Rettungswagen gefahren ist, im Gesicht ablesen. Die Arbeit im Blaulichtmilieu lässt einen schneller altern, als normale Berufe. Das liegt an dem hohen Stresspegel, dem Schichtdienst und den vielen traumatischen Erlebnissen, die man aushalten muss. Beide Sanitäter sehen fix und fertig aus. Was mir direkt auffällt ist, dass der linke Sanitäter einen Mundschutz trägt. Dazu hat er eine Baseballcap tief in sein Gesicht gezogen. Er sieht auf den Boden, was bewirkt, dass ich sein Gesicht nicht erkennen kann.

»Wie heißt ihr?«, frage ich die Sanitäter. Anstatt mir eine normale Antwort zu geben, zeigen sie auf ihr Namensschild an der Jacke. Die beiden halten sich für ganz schlau. Ich lese mir die beiden Nachnamen durch. Der linke heißt R. Sánchez und der rechte mit den grünen Augen N. Amar. »Den vollen Namen, bitte«, brumme ich. Ohne Vornamen nützt mir das herzlichst wenig. Der Sanitäter öffnet den Mund und will mir gerade antworten, da fährt ein schwarzer Wagen mit quietschenden Reifen auf den Parkplatz. Es ist ein großer SUV mit einem Blaulicht auf dem Dach. Der Fahrer steigt aus und kommt ohne Umwege auf mich zu gelaufen.

»Ab hier übernimmt die Mordkommission!« ruft er. Als ich sehe, wer das zu mir gesagt hat, rümpfe ich angewidert die Nase. Wir kennen uns bereits von anderen Fällen. So wie immer, sieht er auch heute gut gepflegt und im Gegensatz zu mir ausgeschlafen aus. Nur sein Anzug, der ihm eine Nummer zu groß ist, schenkt seinem Auftreten keinen Pluspunkt.

»Ihr Deppen seid doch zu blöd, um einen vermissten Hund zu finden!«, knurre ich. Leider beeindruckt ihn meine Beleidigung kein bisschen. Über ihn als Person weiß ich nicht viel. Ich kenne ihn ja kaum. Aber eine Sache weiß ich ganz genau über diesen Mistkerl. Nämlich, dass auf seinem Schreibtisch ein großer Stapel mit ungelösten Fällen liegt und dass er nicht in der Lage ist, Mordfälle aufzuklären und die Täter zu schnappen.

»Geh nach Hause und betrink dich lieber«, meint er zu mir in einem lässigen Unterton. Ich balle meine Hände zu Fäusten und bin kurz davor, ihm eine reinzuhauen. »Du bewegst dich auf ganz dünnem Eis«, sage ich.

Er zieht belustigt einen Mundwinkel nach oben. »Na los. Schlag zu und beende endlich deine Karriere. Das hättest du vor zwei Jahren schon machen sollen.« Er grinst mich boshaft an. Wir wissen beide, auf welchen Vorfall er abzielt. Es ist der gleiche Grund, weshalb ich nachts nicht mehr schlafen kann, der Grund weshalb ich mit dem Trinken angefangen habe und der Grund, weshalb ich keine Hoffnung mehr im Leben habe. Das muss ich mir von diesem Möchtegernbulln nicht gefallen lassen. Nur mit viel Mühe schaffe ich es, mich einigermaßen zu beherrschen. Ich reiße die erste Seite des Notizblocks ab und drücke sie dem Arsch auf die Brust. Für einen Augenblick sieht er mich erschrocken an. Dann nimmt er den Zettel entgegen.

»Das landet alles in der Personalakte Jess!«, warnt er mich. Wütend beiße ich meine Zähne zusammen. *Dieser Arsch kann mich mal!* Wir funkeln uns böse an. Bevor die Situation eskaliert, haue ich lieber ab. Es ist nicht mein Problem, wenn wieder ein Fall unter dem Tisch landet. Bevor ich meine Selbstbeherrschung verliere, gehe ich diesem Arsch besser aus dem Weg. Was anderes nutzt mir momentan nicht. Ich marschiere zurück zu meinem Chef.

»Hast du die Sanitäter befragt?« Er sieht mich erwartungsvoll an.

Ich schüttle den Kopf. »Der Drecksack da hinten von der Mordkommission hat mich weggeschickt.«

Mein Chef sieht für einen Augenblick zu dem Kerl rüber, danach schaut er wieder zu mir.

»Na dann kannst du Feierabend machen.«

Aufgebracht raufe ich mir meine Haare. »Euer Ernst? Ihr zitiert mich hier her, nur um mich wieder wegzuschicken?«

Mein Chef seufzt. »Was erwartest du denn von mir? Das hier ist nicht unser Gebiet. Wir wurden nur gerufen, weil wir Bereitschaft hatten. Unser Pech, würde ich mal sagen.« Er sieht mich grimmig an.

Ich atme tief durch und versuche meine aufkeimende Wut zu unterdrücken. »Schön! Dann geh ich wieder!«

Mein Chef zuckt mit der Schulter. »Genau das erwarte ich von dir.«

Ich schaue ihn einen Moment lang finster an. Dann entscheide ich mich dazu, mich nicht weiter aufzuregen. Es bringt ja alles nichts. Ich laufe an meinem Chef vorbei und will den Parkplatz verlassen, da fällt mir der Notizblock ein. Damit ich ihn der jungen Polizistin zurückgeben kann, laufe ich zurück zur Absperrung. Als ich ihn aus meiner Hosentasche kramen will, fällt mir auf, dass ich ihn verloren habe. Ich schaue mich um, kann ihn aber nirgends liegen sehen. Die zwei Sanitäter haben ihre Sachen bereits zusammengepackt und fahren gerade vom Parkplatz runter. Ich fasse es nicht, dass er sie einfach weggeschickt hat. Was, wenn die beiden wichtige Informationen haben? »Schöne Scheiße«, fluche ich vor mich hin.

Auf einmal höre ich die beiden Polizisten an der Absperrung miteinander reden. Ich spitze meine Ohren, in der Hoffnung, etwas mitzubekommen, das mit dem Fall zu tun hat. »Der Kerl hieß Bill Anderson. Soll ein hohes Tier gewesen sein«, sagt die Frau. Der Kerl brummt nur vor sich hin. Dann merke ich, wie sie zu mir rüber linst. Anscheinend weiß sie nicht, dass ich sie hören kann. Sie sagt zu ihrem Kollegen: »Die Leute vom Drogendezernat nehmen den Stoff doch selbst, denkst du nicht auch? Ich meine, hast du die Fahne von der gerochen?« Der ältere Polizist fängt an zu lachen. Spätestens jetzt habe ich die Schnauze voll. Sollen sie doch machen, was sie wollen. Dieser ganze Fall geht mich nichts an und kostet mich nur unnötig viele Nerven. Mit schnellen Schritten laufe ich vom Parkplatz runter. Auf direktem Weg gehe ich zurück zur Straßenbahn. Die können mich alle mal. Klingeln mich Sonntagnacht, um diese Uhrzeit, aus dem Bett und beschweren sich, dass ich was getrunken habe. Was ich in meiner Freizeit mache, geht die überhaupt nichts an. Und wer rechnet schon damit, um diese Zeit angerufen zu werden?

Ich fahre mit der Straßenbahn zurück nach New Isten. Die Bahn fährt vorbei an den großen Hochhäusern und Banken vom Davidsviertel, bis wir wieder in meinem Stadtteil sind. Große Wohngebäude, Supermärkte und Restaurants reihen sich an der Hauptstraße entlang. Die

Nacht wird erhellt von den vielen bunten Leuchtreklamen, die sich quer durch New Isten ziehen. Einige laden dazu ein, sich einen Imbiss zu holen, andere wollen einen dazu bringen, viel Geld für ein neues Auto zu bezahlen. Die Stadt zieht an mir vorbei, während ich mich in meinem Sitz zurücklehne. Ich atme tief durch. Die ganze Sache stresst mich. Ich bin sowieso dauergestresst. Es ist, als würde der Stress einfach nicht aufhören. Selbst dann nicht, wenn ich schlafe. Das ist einer der Gründe, weshalb ich gerne trinke. Damit ich wenigstens für einen Moment nicht mehr rastlos bin.

Die Fahrt mit der Bahn dauert nicht lange. Nach kurzer Zeit wird meine Station über die Lautsprecher ausgerufen. Die Bahn hält an. Fast zeitgleich springen die beiden Türen auf. Ich steige aus und reibe mir über meine Stirn. *So eine scheiß Nacht*. Anstatt nach Hause zu gehen, laufe ich zur nächsten Tankstelle. Sie ist nicht weit weg von meiner Wohnung und hat rund um die Uhr geöffnet. Das kommt mir wie immer sehr entgegen. Das fahle Licht der Tankstellenbeleuchtung scheint auf den Betonboden. Mit roter Neonschrift steht *MEA* über dem Vordach. *MEA* ist eine Firma, die ihre Tankstellen, sowie die 24-Stunden-Läden, quer in Isten verstreut hat. Sie machen ihren Hauptumsatz nachts. Also zum Beispiel jetzt, durch mich. Der Nieselregen weht weiterhin über die Stadt hinweg. Meine Haare sind bereits feucht von den feinen Wassertropfen und haben angefangen, sich zu locken. Während ich an den Zapfsäulen vorbeilaufe, steigt mir der Geruch von Kraftstoff in die Nase. Mein Blick schweift prüfend durch die Gegend. Es ist niemand zu sehen. Als ich die Tankstelle betrete, scheint mir grelles Licht entgegen. Ich muss blinzeln. Für einen Augenblick, kann ich nicht klar sehen. Meine Augen sind zu geblendet. Wenigstens weiß ich bereits auswendig, wo der Whisky steht. Deswegen macht es nichts, wenn ich einen Moment lang halb blind bin. Ich laufe zum Regal und greife nach einer Flasche meiner Lieblingsmarke. Die sollte mir bis morgen reichen. An der Kasse stelle ich sie ab.

»Na, kannst du wieder nicht schlafen?« fragt mich der Kassierer. Er kennt mich bereits, weil ich öfter in der Tanke Alkohol kaufe.

»Ich hatte gerade einen Einsatz«, brumme ich.

Er zieht seine Augenbrauen hoch. »Um die Uhrzeit hattest du einen Einsatz?«

Ich presse meine Lippen aufeinander und nicken.

Der Kassierer - sein Name ist Justus - sieht mich interessiert an. »Wo denn?« fragt er, während er mir den Beleg ausdruckt.

Ich hole meinen Geldbeutel raus und lege ihm einen Schein hin. »Im Davidsviertel.«

Justus pfeift erstaunt. »Im Davidsviertel? Was ist dort passiert? Ist das nicht das sicherste Viertel der Stadt?«

Seine Frage ringt mir dann doch noch ein Lächeln ab. »Selbst wenn ich dir sagen würde, was passiert ist - du würdest es nicht glauben« erkläre ich und nehme mir meinen Whisky von der Theke.

Justus gibt mir das Wechselgeld raus. »Komm schon. Was ist denn passiert?«, hakt er nach. Dabei weiß er genau, dass ich ihm nichts von den Einsätzen erzählen darf. Außerdem wird er morgen sowieso davon in der Zeitung lesen.

»Bis morgen, Justus.«

Er sieht etwas enttäuscht aus, weil ich ihm nichts von dem Einsatz erzählen will, nimmt es aber schlussendlich hin. »Schönen Abend dir, Jess.«

Draußen im Freien angekommen schraube ich die Flasche auf und trinke einen großen Schluck. Es fühlt sich so gut an, wenn der Alkohol in meinem Magen ankommt. Dieses Gefühl, wenn die Welt um mich herum leiser wird und der Alkohol beginnt, meine Gedanken zu ersticken ... das ist das beste Gefühl der Welt.

Ich begeben mich auf den Heimweg zu meiner Wohnung. Von hier aus, ist es nicht weit. Ich muss nur die schmale Gasse, die an der Tanke vorbeiführt, entlang gehen. Doch je weiter ich gehe, desto schwindeliger wird mir. Als mich die nächste Welle Schwindel überkommt, stütze ich mich an der Mauer neben mir ab. »Ach Mist«, fluche ich. Daran sind nur diese Idioten von der Polizei schuld. Wenn die mich nicht aufgeweckt hätten, bräuchte ich jetzt nicht hier rumlaufen. Und ich müsste jetzt nichts trinken! Ohne das Zeug kommen diese Erinnerungen hoch und dann ...

Bevor es wieder anfangen kann, trinke ich einen weiteren Schluck aus der Flasche. Auf einmal sehe ich aus den Augenwinkeln einen verwelkten Blumenstrauß, den jemand unachtsam in die Gasse geworfen hat. »Scheiß Blumen«, murmle ich vor mich hin. Wieso mögen Menschen Blumen? Noch bevor man ihre Schönheit richtig genießen kann, verwelken sie und sterben. Deswegen mag ich Kakteen. Die gehen wenigstens nicht kaputt. Aber Blumen... Ganz egal wie schön sie sind und ganz egal wie sehr man sie liebt - sie sterben ... »Pha«, mache ich und spucke in die Richtung des verwelkten Straußes. Ich würdige ihn eines letzten Blickes, dann wende ich mich ab und trinke einen weiteren großen Schluck aus der Whiskyflasche.

Auf einmal rebelliert mein Magen. Mir wird kotzübel. Ich habe gestern sicher etwas Verdorbenes gegessen. Eigentlich wird mir nie schlecht. Der Druck auf meiner Brust kommt

zurück. Auch mein Herzschlag beschleunigt sich. *Das darf nicht wahr sein! Wieso hört das nicht auf!?* Sofort trinke ich einen weiteren großen Schluck aus der Flasche. Der Whisky schmeckt rauchig und hinterlässt ein leichtes Brennen auf meiner Zunge. Auf einmal fange ich auch noch an zu husten. Beinahe kommt mir der Alkohol wieder hoch. Mir rinnt Spucke aus meinem Mundwinkel. Die Schleimfäden laufen mir übers Gesicht und triefen auf meine Jacke. »Schöne Scheiße«, fluche ich vor mich hin. Aber dieser Druck auf meiner Brust ... - *nein!* Es kommt schon wieder hoch - die Gedanken, sie - *Verdammt!* Wieder trinke ich aus der Flasche. Die Gasse verschwimmt vor meinen Augen, während mein Kopf Karussell fährt. Mit der rechten Hand fasse ich an mein Herz. Es wird immer schlimmer. Erneut trinke ich einen großen Schluck aus der Flasche und dann direkt noch einen. Erst als der Boden vor meinen Augen verschwimmt, spüre ich, dass der Druck nachlässt. Deswegen trinke ich wieder einen Schluck, damit es auch wirklich aufhört. Ich versuche weiter zu laufen. Doch es dauert keine Minute, da stolpere ich über ein Fahrrad, das an einen Laternenpfosten angelehnt ist. Der Nase nach lande ich auf den feuchten Pflastersteinen und haue mir mein Kinn auf dem harten Steinboden an. »Was...macht dieses Fahrrad hier!?«, schimpfe ich. Mein Kinn schmerzt. Da kommt schon wieder diese Erinnerung hoch. Als würde sie mich jagen. Bevor sie mich in die Finger bekommt, trinke ich einen weiteren Schluck vom Whisky. Und dann noch einen und noch einen. Bis es endlich aufhört. Mühsam versuche ich, mich an der Mauer neben mir auf die Beine zu ziehen. Aber ich verliere sofort das Gleichgewicht und gleite an der rauen Wand nach unten. »Ach scheiß drauf«, murmle ich vor mich hin und trinke wieder aus der Flasche. Noch tiefer kann ich eh nicht mehr sinken. Was sollen sie mir auch noch groß nehmen? Ist ja alles weg ... alles verloren. Nur dieser Schmerz ist geblieben. Dieser innere seelische Schmerz, der nie aufhört da zu sein. Er ist die einzige Konstante in meinem Leben. Selbst wenn ich alles verloren habe, der Schmerz bleibt. Es ist nicht auszuhalten. Deswegen trinke ich. Ich trinke, um die Bürde meiner eigenen Existenz nicht mehr tragen zu müssen. Der Whisky brennt sich seinen Weg meine Kehle runter, bis er in meinem Magen ankommt und den Schmerz immer mehr betäubt. Ich versuche gar nicht mehr aufzustehen und bleibe einfach liegen. In mir dreht sich alles. Mein Blick wird trübe. Die Stadt um mich herum verschwimmt zu einer einzigen grauen Masse. Meine Augen schließen sich. Die Geräusche der Hauptstraße sind nur noch ein dumpfes Rauschen. Meine Gedanken werden leiser ... endlich werden sie leiser. Ein letztes Mal nippe ich an der Flasche, dann merke ich, wie alles dunkel wird.

Kapitel 2: Ein neuer Auftrag

Montag, 29.07.2019

Ein letzter Blick auf die große Wanduhr zeigt mir, dass meine Schicht in fünf Minuten zu Ende ist. Meine Ablösung für die Nachtschicht ist bereits da und trinkt genüsslich eine Tasse Kaffee. Ich hasse Kaffee. Bis heute verstehe ich nicht, warum einige Menschen Kaffee zum Genuss trinken. Zum wach werden ja, zum Genuss nein. Ich trinke nicht einmal dann Kaffee, wenn mir meine Augen schon von alleine zufallen. Ich bevorzuge Energy Drinks. Diese viel zu süße und ungesunde Plörre, die mehr aus einem Chemielabor stammt, als aus der Welt der Lebensmittel. Aber wach hält das Zeug. Meine Augen verfolgen den Sekundenzeiger auf der Uhr, der nur noch eine Umdrehung braucht. Dann ist endlich Schichtende. *Tick, Tack, Tick, Tack*, macht es in meinen Ohren. Endlich fällt der Minutenzeiger auf die volle Stunde. 19 Uhr. Feierabend. Ich fahre meinen PC herunter und nehme meine Jacke von der Stuhllehne. Gerade als ich aufstehe und mich zum Ausgang bewegen möchte, ertönt eine laute Stimme durch das Präsidium. »Jessy Rell, sofort in mein Büro!« Mein Chef. Also nix mit Feierabend. Genervt trotte ich in das Kabuff - wie meine Kollegen sein Büro gerne nennen - und setze mich auf den Sessel ihm gegenüber. Mein Chef steht auf, ohne mich zu begrüßen. Er schließt die Türe hinter mir und lässt alle Rollläden herunter. Die einzige Lichtquelle in seinem Büro ist die schummrige Schreibtischlampe, die seine Arbeitsplatte matt erhellt. Mein Chef holt sich eine braune Flasche aus einem kleinen Schränkchen und setzt sich wieder hinter seinen Schreibtisch. Bis gerade eben dachte ich noch, dass ich scheiße aussehe, aber mein Chef sieht noch um einiges schlimmer aus. Der alte Polizeichef mir gegenüber hat rote, blutunterlaufene Augen mit Ringen darunter, die sogar einen Waschbären neidisch machen würden. Er ist seit Tagen nicht rasiert, denn sein Drei-Tage-Bart macht seinem sonst alleine-stehenden Schnauzer starke Konkurrenz. Wenngleich er nicht der jüngste ist, so sieht er heute noch älter aus als sonst. Auch seine Kleidung hat alle Haltung verloren. Seine Krawatte sitzt locker und schief. Sein Hemd ist so voller Flecken, dass ich sein Mittagessen von vorgestern erraten könnte, außerdem zieren zwei große Schweißflecke seine Achseln. Und genauso riecht es hier drinnen auch. Wüsste ich nicht, dass ich mich im Büro des Polizeichefs von New Isten befinde, so würde ich alleine vom Geruch denken, dass ich im Puff sitze. Diese komische Mischung aus Männerausdunstungen, Alkohol und Zigarrenrauch kommt nur in drei Metiers dieser Stadt vor. Wie bereits gesagt im Puff, dann hier bei der Polizei und in den Kneipen von den Skropions und der N01. Diese elenden Gangs, die unsere Stadt zerstören und gute Bürger

unterdrücken. Noch bevor mir zu viele Erinnerungen durch den Kopf fliegen sehe ich meinen Chef erwartungsvoll an. Er nippt gerade an seinem Whisky.

»Warum möchten Sie mich sprechen?«, frage ich kurz angebunden. Ich will nach Hause und meinen Feierabend genießen.

Jetzt stellt mein Chef sein Glas ab und blickt mich mit seinen müden Augen an. »Willst du auch einen Drink?«

Ich schaue ihn mit schmalen Augen an. Dann nicke ich kurz. Er holt ein zweites Kristallglas aus dem Unterschrank von seinem Schreibtisch raus und stellt es auf den Tisch. Danach gießt er den dunklen Whisky ein und schiebt es zu mir rüber. Ich fixiere das Glas mit meinen Augen, während mein Chef anfängt zu erzählen.

»Also gut, dann lass uns über das Geschäftliche reden.« Er räuspert sich kurz, bevor er genauer ins Detail geht. »Ich habe einen – nun, wie soll ich sagen - speziellen Auftrag für dich.« Er zieht eine Akte aus einem der Schränke hervor und legt mir die hellbraune Mappe auf den Tisch. »Hier stehen alle Informationen drin, die du für deinen Auftrag brauchst.«

Ich zwingen mich dazu, meine Augen von dem Glas abzuwenden und nehme mir die Akte vom Tisch. Ich werfe einen Blick hinein. Sie ist leer. Nichts steht darin. Es ist nur eine hohle Papiermappe.

»Was soll das?« Langsam bin ich genervt von ihm.

»Das ist dein Auftrag. Streng geheim. Außer uns beiden wird niemand davon erfahren. Ist das klar?«

Ich schaue meinen Chef durchdringend an. Er drückt sich jetzt schon lange genug davor, mir zu sagen, was ich tun soll.

Endlich fährt er fort mit seiner Erklärung. »Sie werden sich in die Gang der N01 einschleusen und herausfinden, wer die Drahtzieher hinter dem Ganzen sind. Ich will sämtliche Namen haben. Wer der Boss ist, wo die Deals ablaufen, über welche Banken die Gelder fließen. Einfach alles.«

Wie vom Blitz getroffen, starre ich meinen Chef an. »Das können Sie nicht von mir verlangen«, sage ich entgeistert.

Er nimmt einen großzügigen Schluck von seinem Whisky, bevor er weiterspricht. »Wenn du es nicht tust, dann wirst du noch heute ohne deine Dienstmarke dieses Gebäude verlassen. Ist das klar?«

Ich balle meine Hände zu Fäusten. Das kann er nicht ernst meinen. »Sie dürfen mich nicht einfach so zu einem Einsatz zwingen.«

Mein Chef zeigt sich unbeeindruckt von mir und nippt weiter an seinem Glas. »Glaubst du, dass es auch nur einen Kollegen da draußen interessieren würde, wenn du gehst? Glaubst du, dass auch nur einer oder eine hinter dir steht und für dich vor Gericht aussagen würde?«

Unmerklich knirsche ich mit meinen Zähnen. Zornesröte steigt mir ins Gesicht. »Wie können Sie es wagen, so mit mir zu sprechen, nach allem, was passiert ist?«

Zum ersten Mal seit unserem Gespräch stellt mein Chef sein Glas ab. »Und genau deshalb will ich dich für diesen Job. Du bist die Einzige, die nicht geschmiert wurde oder zu viel Angst vor den Gangs hat. Nur bei dir kann ich mir sicher sein, dass du mir die richtigen Informationen bringen wirst.« Mein Chef sieht nervös und abgehetzt aus, während er diese Worte spricht. Leider könnte er recht haben. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass ich eine der letzten Kommissarinnen bin, denen er noch vertrauen kann. Zornig schaue ich ihn an. Dann leere ich das Whiskyglas in einem Zug. Brennend läuft mir der Alkohol den Rachen herunter. Ich spüre, wie der Whisky in meinem Magen ankommt. Es fühlt sich so gut an, dieses Zeug zu trinken. Kurz überlege ich, ob ich meinem Chef widersprechen soll, aber was soll ich da draußen ohne meinen Beruf? Meine Arbeit ist alles, was ich noch habe. Alles, was mir geblieben ist.

»Na gut ... ich mach's.«

Mein Chef lehnt sich entspannt zurück.

»Aber wie soll ich mich dort einschleusen?«

Er sieht mich kurz an, dann geht sein Blick zurück zu seinem Glas. »Heute Nacht um 2 Uhr triffst du dich mit einem Mann, der dich in die Gang bringt. Es ist bereits alles geregelt.«

Impressum und Nutzungsrechte

Lavendelnachtfalter-Verlag
Inhaberin: Jasmin Bleiholder

E-Mail: info@lavendelnachtfalter-verlag.com

Das vollständige Impressum gemäß **§ 5 TMG** ist unter
www.lavendelnachtfalter-verlag.com
einsehbar.

Urheberrecht:

Alle Inhalte dieses Dokuments sind urheberrechtlich geschützt. Jede Vervielfältigung, Verbreitung oder Veröffentlichung, auch auszugsweise, bedarf der vorherigen schriftlichen Zustimmung der Rechteinhaberin.

Haftungsausschluss:

Alle Angaben wurden sorgfältig erstellt, erfolgen jedoch ohne Gewähr. Eine Haftung für inhaltliche Fehler ist ausgeschlossen.

© 2026 Lavendelnachtfalter-Verlag. Alle Rechte vorbehalten.

Text, Konzept und Gestaltung: Lavendelnachtfalter-Verlag

Autorin: Jasmin Bleiholder

Nutzungshinweis

Dieses Dokument ist urheberrechtlich geschützt. Ohne schriftliche Genehmigung des Lavendelnachtfalter-Verlags darf es weder vervielfältigt, verbreitet noch öffentlich zugänglich gemacht werden.

Hinweis zu verwendeten Grafiken

Einige grafische Elemente wurden mit Canva erstellt und gemäß den Canva-Lizenzbedingungen genutzt.

Alle verwendeten Elemente wurden für dieses Dokument angepasst oder weiterverarbeitet.